



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das deutsche Lesebuch

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das deutsche Lesebuch



esebuch — ein sonderbarer Name! Als ob nicht jedes Buch, sofern es überhaupt wirklich eins ist und nicht ein Notenheft oder eine Bildermappe oder ein Ansichtskartenalbum, ein Lesebuch, d. h. ein Buch zum Lesen wäre. Und doch gestehn wir dem Namen eine gewisse Berechtigung zu, denn wir können uns alle einer Zeit erinnern — auf welcher hohen Stufe der Bildung wir uns heute auch fühlen mögen —, wo es in der That nur ein Lesebuch für uns gab, das Buch, das uns als kleinen Buben der Lehrer in die Hand gab, um uns darin lesen zu lehren. Freilich lernten wir darin noch ungeheuer viel mehr, ohne daß wir uns heute dessen bewußt wären. Es ist schwer zu sagen, welchen Einfluß auf die erste und grundlegende Bildung unsrer Begriffe und Vorstellungen, unsrer Wünsche und Träume unser erstes Lesebuch gehabt hat; daß es einen solchen Einfluß gehabt hat, und oft wohl keinen schwachen, ist ganz gewiß. Gilt das aber von uns, die wir uns wohl alle mit großer Selbstverständlichkeit zu den „Gebildeten“ des Volkes rechnen, wie viel mehr von der großen Masse des Volkes, für die gewiß in vielen Fällen selbst heute noch das Lesebuch der Schule überhaupt das Lesebuch im Leben geblieben ist. Bedenken wir dies, so kann nicht zweifelhaft sein, daß das Lesebuch der Volksschule einer der wichtigsten Mitarbeiter an der Bildung des Volkes ist, daß es die Macht hat, einen starken Einfluß zum Guten oder zum Schlimmen auf Kopf und Herz des Volkes auszuüben.

Wie uns so der Bildungsstand des Volkes einen Schluß zu machen erlaubt auf die geistige Nahrung, die ihm das Schulbuch geboten hat, so spiegelt sich umgekehrt im Lesebuche der Volksschule in gewisser Weise das ganze geistige Leben einer bestimmten Zeit wieder, die religiösen Überzeugungen, die nationalen Gedanken oder Wünsche, der ideale oder nüchterne Sinn, der litterarische Geschmack der Verfasser, die mit ihren Werken dem aufwachsenden Geschlechte das beste und notwendigste zu geben gemeint haben.

So wird man eine Entwicklungsgeschichte des deutschen Volksschullesebuchs gewiß als einen wichtigen Ausschnitt aus der Geschichte des geistigen Lebens unsers Volkes überhaupt ansehen dürfen. Eine solche Geschichte des Lesebuchs liegt uns vor in dem kürzlich erschienenen Werke des Seminardirektors Ferdinand Büniger, auf dessen Bedeutung und reichen Inhalt hinzuweisen der Zweck dieser Zeilen ist.*)

Büniger verfolgt die Wurzeln des deutschen Lesebuchs bis zu den ganz vereinzelt Vorläufern in mittelalterlicher Zeit. Den ersten eigentlich triebfähigen Keim dazu aber sieht auch er in der Geistesbewegung der Reformation

*) F. Büniger, Entwicklungsgeschichte des Volksschullesebuchs. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1898. X, 630 Seiten. Preis 14 Mark.

gelegt. Welche Bedeutung die Reformation für die Entwicklung der Schule überhaupt gehabt hat, ist bekannt, ebenso auch, daß durch sie Katechismus und Bibel als wichtigster und für lange Zeit durchaus herrschender Lesestoff in die Schule eingeführt wurden. Aber wir treffen auch sofort an der Schwelle der neuen Zeit den ersten Vorläufer des Lesebuchs in dem kleinen Handbüchlein Melanchthons: er unternimmt es zum erstenmale, neben den überkommenen üblichen Bibelstoff weltliche Weisheitsprüche und frei gebildete Gebete zu stellen. Und so gewiß auch von einer Umbildung der Bibel zum Lesebuch im ganzen sechzehnten Jahrhundert keine Rede sein kann, so zeigen sich doch schon überall die verschiedensten Versuche, weltlichen Lesestoff in die Schule einzuführen. Wir finden hier schon Anweisungen zum Briesschreiben und zum Rechnen, die ersten Bibelverse stellen sich ein, die Vorläufer der später so viel variierten Abverse, zu denen sich bald auch Bilder gesellen; gegen Ende des Jahrhunderts treten uns zuerst auch Anstandsregeln im Schulbuch entgegen, ein Stoffgebiet, das seine Herrschaft im Schulunterricht lange behauptet und sich oft in lächerlicher Weise darin breit gemacht hat. Heute lebt es wohl nur noch in kurzen Sprüchlein wie dem allbekannten „Mit dem Hute in der Hand“ in den Lesebüchern fort.

Bis in das siebzehnte Jahrhundert blieb es aber bei solchen ganz vereinzelt schüchternen Anfängen; im allgemeinen war und blieb der Katechismus in engerer oder weiterer Form der einzige Lesestoff der Schule und die Fähigkeit, die Bibel zu lesen, das Hauptziel des Leseunterrichts.

Den wirklichen Übergang zur Verwendung weltlichen Lesestoffes in der Schule brachte erst der Verlauf des siebzehnten Jahrhunderts. An seiner Schwelle stehn Männer wie Bacon, der Prophet des philosophischen Realismus, und Comenius, der den realistischen Zug in die Pädagogik einführte: Erwerbung von Kenntnissen auf möglichst vielen Gebieten! das war die neue Forderung, die diese Zeit zuerst an allen Schulunterricht stellte. Der erste, der diesen Grundsatz in einem Schulbuche durchzuführen suchte, war Andreas Reyher, der unter dem bekannten Herzog Ernst dem Frommen dem Schulwesen des Landes Gotha vorstand. Er suchte in seinem „Kurzen Unterricht,“ der zwar nicht eigentlich ein Lesebuch, aber doch ein Volksschulbuch war, namentlich naturgeschichtliche Kenntnisse in die Schule einzuführen, daneben auch schon einzelnes über das Wesen des Menschen und des Staatslebens, Stoffe, die später auch vielfach einen breiten Raum in den Lesebüchern in Anspruch nahmen. Andre gerieten in dem Bestreben, dem Leselernbuch selbst, also der Bibel, Wissensstoff zuzuführen, auf die abenteuerlichsten Gedanken: gelehrte Abhandlungen über Entstehung der Buchstaben, Spielereien mit Akrostichen und Anagrammen, endlose Reihen fremder Alphabete bis zu denen der unglaublichsten asiatischen Völkerschaften hängte man dem Abbuche an: der Geist des barocken Zeitalters verleugnet sich auch auf diesem Gebiete nicht.

Wir können über ein Jahrhundert hingehn, ohne irgend einen merklichen Fortschritt über die Versuche Reyhers hinaus wahrzunehmen. Unter der Reihe von Lesebüchern, die das preussische Landeschulreglement von 1757 aufzählt, finden wir neben dem ganz überwiegenden religiösen Lesestoff noch immer nur einige trockne Lehrbüchlein, die „das Allgemeine von Gott, von der Welt und vom Menschen“ und „allerhand nötige und nützliche Dinge“ für Kinder auf dem Lande enthielten.

Aber überall regten sich nun doch die Versuche, der Schule einen geeigneten weltlichen Lesestoff zu schaffen, der der Bildung des kindlichen Geists

und Gemüts zur Grundlage dienen konnte. Im Jahre 1769 taucht zum erstenmale in einer katholischen württembergischen Schulinstruktion die Forderung auf, die fähigern Kinder „eine Fabel aus dem Gellert“ lernen zu lassen; und schon das nächste Jahr führte man diesen Gedanken im Schulbuch praktisch durch: der Freisinger Professor Braun, vom Kurfürsten Max Joseph zum Leiter der bayrischen Volksschule berufen, ließ 1770 seine Lehrbücher für die Schule erscheinen. In ihnen wurde Melancthons Gedanke wieder aufgenommen: weltliche Spruchweisheit fand im Schulbuch Aufnahme; daneben traten hübsche kindliche Briefmuster und als das wichtigste Proben der deutschen Litteratur: Gellert, Gleim und Hagedorn hielten ihren Einzug in das Lesebuch, die Fabel vom Kuckuck und der Lerche wurde zum erstenmal von der Schule in die Hand des Kindes gegeben. Bemerkenswert ist, daß gleichfalls ein katholisches Lesebuch, das bischöflich Würzburgische von 1772 den Gedanken Brauns weiter fortführt: es ist das erste Lesebuch, das eine große Reihe profaischer und poetischer Sprachmuster enthält, das sich also mit Bewußtsein das Ziel steckt, der Schule auch einen ästhetisch bildenden Lefestoff zu bieten. Wie unerquicklich nimmt sich daneben aus, was in denselben Jahren in protestantischen Ländern ans Tageslicht trat: einerseits das nicht kindliche, sondern kindisch und läppisch moralisierende Abbuch Christian Felix Weißes, das mehr als dreißig Beispielerzählungen von bösen und guten Kindern bringt: das unvorsichtige Kind; das gehorsame Kind; das hartnäckige Kind usw. in infinitum; andererseits Basedows traurig nüchternes und unkindliches Lesebuch, das Belehrungen über die Erzeugung des Menschen und über die Notwendigkeit des absoluten Zweifels als der Grundlage aller Erkenntnis den Kindern bietet, wenn auch daneben bei ihm die poetische Litteratur durch ein paar Nummern vertreten ist. Andre gleichzeitige Werke zeigen, wie der aufblühende Rationalismus systematische Tugendlehre und verschiedene Nützlichkeitstoffe in das Lesebuch einzuführen suchte.

Endlich aber erschien das erste wirklich so zu nennende Lesebuch der Volksschule doch in dem führenden protestantischen Staate, in Preußen. Die Schöpfer der kriegerischen Macht dieses Landes, Friedrich Wilhelm I. und der große Friedrich, waren auch die Väter der preußischen Volksschule. Überall treffen wir bei dem großen König auf die fruchtbarsten Grundzüge für die Gestaltung des Schulwesens: Schaffung einer tüchtigen religiösen Grundlage; Zuführung einer echten innerlichen Bildung, „aber in der Weise, daß die Leute nicht aus den Dörfern laufen, sondern hübsch da bleiben(!)“; Befestigung der Liebe zur Heimat und zum Vaterlande; Weckung des Standesgefühls, aber mit dem Ziele, alle gerade zu gegenseitiger Förderung anzuregen: diese für die Schule immerfort grundlegend gebliebenen Gedanken in einem Lesebuche zu praktischer Ausführung zu bringen, betrachtete nun die Regierung als ihre eigne Aufgabe. Während sich aber die leitenden Fachmänner vergeblich bemühten, der klar erkannten Idee des notwendigen Buchs eine wirkliche Gestalt zu geben, kam ihnen ein Laie mit einem fertigen und in seiner Art vortrefflichen Werke zuvor: das war der preußische Offizier und Landjunker Eberhard von Kochow mit seinem Kinderfreund, der 1776 zum erstenmale erschien.

Das Buch, dessen Inhalt fast durchaus selbständig von Kochow verfaßt ist, zeigt sich trotz aller Anlehnung an den überlieferten Stoff als ein originales Werk; seine große Bedeutung aber liegt vor allem darin, daß hier im ganzen wie im einzelnen eine brauchbare Form für das Lesebuch gegeben ist:

es vereinigt aufs glücklichste die mannigfaltigste Mischung des Stoffs mit einem einheitlichen Plan, der das Kind aus dem engsten Kreise in das Weite und zugleich von der Jugend zum Alter führt; die einzelnen Lesestücke sind kurz gefaßt und in wirklich kindlicher, volksmäßiger Sprache geschrieben. Die dem Buche natürlich anhaftenden Mängel, wie das Fehlen des geschichtlichen Stoffs und der schon vorhandenen guten Litteratur, und der vom Nationalismus beeinflusste Geist des ganzen Werks treten neben diesem bedeutenden Fortschritt zurück.

Eine ganze Reihe folgender Lesebucberscheinungen faßt Büniger mit Recht unter dem Titel: Rochow's Nachfolger zusammen. Viele erkannten die große Bedeutung des Buchs und ließen es sich bei ihren Arbeiten als Muster dienen, wenn sie auch meist dabei fehlgriffen und das wirklich wertvolle an Rochow's Werk nicht erfaßten, besonders wieder in den alten unkindlichen Ton verfielen.*) Besonders auffällig ist, daß man immer wieder den Fehler machte, dem Lesebuche ganz einseitig bestimmte Stoffgebiete zu Grunde zu legen, so der Erlanger Seiler, der eine Art Compendium der Landwirtschaft als Schulbuch herausgab, oder andre, die bald trockne statistische Bürgerkunden für die Schuljugend verfaßten, bald platte Gesundheitsbüchlein mit allerhand Hausrezepten. Als Kuriosum sei hier noch das erste Schulliederbuch genannt (1793), die Arbeit des cellischen Superintendenten Hoppenstedt, der in zweihundert selbstverbrochenen Liederchen alle Stoffe des Kinderfreundes und noch manches dazu in Reimen behandelte: Religion und Aberglauben, Kopfrechnen und Handarbeiten, Milchwirtschaft und — Wirtshaus, sie alle werden in langen Strophen poetisch verherrlicht, alles für den Gesang fröhlicher Kinder bestimmt!

Nebenher gehn aber auch Erscheinungen, die sich mit Rochow überhaupt nicht berühren; angenehm fallen hier namentlich wieder einige katholische Lesebücher auf, die immer entschiedner die schöne Litteratur verwerten und auch die ersten Schritte zur Einführung der Heimatsgeschichte thun, unerquicklich dagegen die große Klasse der seicht moralisierenden Nachahmer Chr. F. Weißes, bei denen uns schon die Titel: Gutmann, Vater Traumann, Meister Liebreich usw. gelinden Abscheu einflößen.

Eine besondre Reihe für sich sind wieder die Lesebücher, die aus dem Kreise der Philanthropen hervorgingen. Diese waren namentlich bemüht, eine neue Methode des Leselernens selbst zu schaffen, ihre Lesebücher sind sonst ohne Bedeutung. Einer der sonderbarsten Käuze unter ihnen war wohl Christian Wolke aus Zeven, der z. B. die Kinder anweist, sich durch Aussprechen unsinniger Sätze wie: „Es giebt wasserreiche Flüsse, die gar nicht strömen,“ gegenseitig zum Nachdenken anzuregen. Er erstrebte auch eine großartige Umgestaltung der nach seiner Meinung völlig verkehrt entwickelten deutschen Sprache. Als Beispiel entnehmen wir einem langen Gedichte von ihm über die Sinne des Menschen, das Büniger mittheilt, die lieblichen Strophen:

Meine Augen stehn
nah und ferne sehn
Dinge mancher Art.
Anfuhr wird erspart.

*) Beiläufig sei bemerkt, daß das von Büniger abgedruckte Gespräch aus dem Lorenzischen Lesebuch, zu dem er bemerkt: „Knaben, die so sprechen, sind zum Glück Phantome,“ doch von zwei Vätern geführt wird, wie aus den Worten klar hervorgeht.

Smekkin mich erfreut
 wan Genuss sich neut.
 Speiß' und Trank mir smitt,
 Leib und Sinn erkwickt.

Andre bekanntere Namen unter den Philanthropen, wie Salzmann und Guts Muths, zieren auch Lesebücher, die keinen Fortschritt bedeuten, wie groß der Stolz der Verfasser auf ihre Originalität auch war.*)

Auch die Glieder einer andern wichtigen pädagogischen Schule, Pestalozzi und seine nächsten Freunde, bedeuten in der Entwicklung des Lesebuchs keine neue Stufe, wenn schon ihre Grundsätze bald auch auf diesem Gebiete Einfluß erlangten.

Mit dem Beginne des neuen Jahrhunderts wird es, wie Büniger bemerkt, immer schwieriger, die neuen Erscheinungen in bestimmter Weise zu gruppieren. Bei der noch größern Schwierigkeit, über diese Entwicklung hier wieder einen knappen Überblick zu geben, wollen wir nur auf einige Hauptpunkte der Lesebuchentwicklung in unserm Jahrhundert hinweisen.

Obwohl man immer sichrer auf eine gewisse Übereinstimmung hinsichtlich des Lesebuchs als zusteuernde, treffen wir doch immer wieder, sowohl was den Stoff als was die Form anlangt, auf verschiedenartige Versuche, ein gutes brauchbares Werk zu gestalten. Von besondrer Bedeutung war aber jedenfalls in Hinsicht auf die äußere Form das eine, daß man im Besitz einer neuen großen vielseitigen Litteratur das immer mehr zum allgemeinen Grundsatz erhob, den Inhalt der Lesebücher nicht selbst zu verfassen, sondern aus dem vorhandenen Stoffe das beste nach Inhalt und Form zu sammeln und in sinnvoller Weise zu einem geordneten Ganzen zusammenzufügen. Diese Erkenntnis wird auch kaum je wieder verloren gehn können; wo wäre denn auch heute der Mann, der das, was Gellert, Hebel, Reinick, Uhland, die Brüder Grimm unsrer Jugend geschenkt haben, beiseite liegen lassen könnte, weil er besseres an die Stelle zu setzen hätte?

Freilich ließ sich auf diesem gemeinsamen Grunde noch gar verschieden bauen. Wir finden da eine Richtung, die ohne Rücksicht auf den Geist der Litteratur alles formal schöne für geeignet für das Lesebuch hielt; andre suchten durch eine Fülle von Geschichtchen und Anekdoten allein die Phantasie des Kindes anzuregen, wieder eine andre Richtung, die in Diefsterweg ihr Haupt fand, machte das Lesebuch nur zum Lehrbuch der Sprache und des logischen Denkens: Diefsterweg verlangte ausdrücklich Weglenkung der Aufmerksamkeit vom Inhalt auf die Form! Es ist klar, welche große Gefahr diese rein formalistische Richtung, die übrigens bis in die neueste Zeit ihre Vertreter gehabt hat, für eine gesunde Entwicklung des Lesebuchs war. Hauptsächlich überwunden wurde diese Gefahr durch die Freudigkeit, mit der andre gerade den Gehalt des Lesebuchstoffs verjüngten, indem sie ihn mit dem Geiste echter Religiosität und mit der neu erwachenden vaterländischen Gesinnung erfüllten. Als das erste Werk, das dies anspruchlos und entschieden zum Ausdruck brachte, nennt Büniger eins der erfolgreichsten Lesebücher, den Preußischen Kinderfreund von Preuß und Better, der 1836 zum erstenmale erschien.

Auch diese neuen geistigen Elemente mußten sich natürlich erst allmählich von Einseitigkeit frei machen: es brauchte Zeit, bis neben der Liebe zum engern

*) Das Liedchen „Hübsch ordentlich“ ist übrigens nicht von Guts Muths verfaßt, wie Büniger meint, sondern von Gottlob Wilhelm Burmann und schon 1777 gedruckt worden.

Vaterlande das deutsche Einheitsgefühl den rechten Ausdruck fand; bis man erkannte, daß sich der religiöse Geist im Lesebuche nicht durch massenhafte Einführung biblischen Stoffs, sondern durch innere Durchdringung des Ganzen Geltung verschaffen müsse, wie dies besonders Philipp Wackernagel und Claus Harms durchführten; bis man erkannte, daß eine friedliche Betonung des konfessionellen Standpunkts heilsamer sei als eine einfache Verleugnung der Konfession.

Auf alle die Männer einzugehn, die wesentliche Verdienste um die Förderung dieser Grundgedanken und so um die weitere Entwicklung des Lesebuchs selbst gehabt haben, wie Goltzsch, Theel, Bock und alle die spätern, würde uns hier zu weit führen, geschweige denn, daß wir den Verfasser bei allen seinen interessanten Nebenausführungen bis zum jüdischen und zum sozialdemokratischen Lesebuch und zur Kameruner Fibel hin begleiten könnten, die er alle in den Kreis seiner Besprechung zieht. Wir müssen uns mit dem Hinweis begnügen, daß Büniger gerade auch die wichtigeren neuen Lesebuchwerke sehr gründlich bespricht, um den Leser Schlüsse daraus ziehen zu lassen auf das, was man als bleibende Grundsätze für die künftige Weiterbildung des Lesebuchs festzuhalten habe.

Diese Grundsätze hat er selber am Schlusse seines Werks noch näher bestimmt durch eine Hervorhebung der Mängel, die nach seiner Meinung dem Lesebuche unsrer Tage noch anhaften. Wenn Büniger als ersten Mangel den nennt, daß dem Lesebuche die innere Einheitlichkeit fehle, wie sie z. B. die Bibel aufweise, so ist nicht leicht zu sagen, inwieweit man diesem ziemlich allgemeinen Ausdruck zustimmen oder ihn ablehnen muß. Notwendig erscheint uns auch formell eine gewisse Ordnung, die für das ganze Buch gleichsam das Rückgrat abgibt, und inhaltlich ein einheitlicher Geist, der das Buch durchdringt: beides wird aber doch Büniger wohl nicht allen Lesebüchern abstreiten wollen? Daß daneben doch ein reicher Wechsel der Stimmen und der Stoffe herrsche, das scheint uns der Auffassungsweise des Kindes wie der Aufgabe des Lesebuchs durchaus zu entsprechen: das Lesebuch soll nicht ein Leitfaden für einen systematischen Unterricht sein. Da Büniger auf die „feigenhafte Kompilation“ der Lesebücher schilt, scheint es fast, als vermisse er mehr eine äußere als eine innere Einheitlichkeit; der Gegensatz der „Kompilation“ aber wäre das doch von Büniger gewiß nicht empfohlne Wegwerfen des überkommenen Guten zu Gunsten einer einheitlichen Neuschöpfung.

Sein zweiter Vorwurf, der Mangel einer reinen kindlichen Sprache, trifft allerdings vielfach zu. Besonders könnten sich hier wohl noch gründliche Kenner von Welt, Natur und Geschichte, die zugleich Kenner des kindlichen Geistes wären, große Verdienste erwerben, wenn sie ihr Wissen der Jugend des Volks in einfacher und doch packender Form darböten; das wäre vielleicht wichtiger noch als die moderne Erfindung der „Hochschulvorträge“ für „das Volk.“*) Der dritte Vorwurf, daß unsre Lesebücher zu umfangreich seien, als daß ihr Inhalt wirklich Eigentum der Kinder werden könnte, scheint uns wie der erste auf einem anfechtbaren Grundsätze zu fußen. Je reichhaltiger das Lesebuch ist, desto leichter wird es jedenfalls auch nach der Schulzeit eine Stellung als Hausbuch behaupten. Ein sehr beschränkter Stoff ist aber immer

*) Der größte Übelstand bei den meisten Lese- und andern Schulbüchern ist die Geldgier der Verfasser und der Verleger, die womöglich jedes Jahr eine neue veränderte Auflage in die Welt schicken.

auch eine Fessel für den Lehrer. Umfaßt das Lesebuch nun einmal, wie es jetzt thut, alle Gebiete des Weltlebens, dann wird der Lehrer auch gern aus einer reichen Auswahl schöpfen wollen, um bald an dies bald an jenes anknüpfend die Kinder auch an eigener Hand weiter zu führen. Hier tritt uns überhaupt neben der großen Bedeutung des Lesebuchs die noch viel größere des behandelnden Lehrers deutlich entgegen: der eine kann in einer Stunde den Kindern zu unverlierbarem Eigentum einprägen, was der andre mit tagelanger Besprechung nicht in sie hineinpredigt. Diesem nützt ein kurzes Lesebuch nichts, den ersten schränkt es nutzlos ein.

Im allgemeinen haben uns aber die ernstesten Grundgedanken Büngers über die rechte geistige Nahrung des Volks, denen er oft in begeistertem Tone Ausdruck giebt, sehr erfreut: man hört eine solche Sprache in der heutigen Lehrerbildung nicht überall. Gerade deshalb bedauern wir etwas, daß die Gestalt des ganzen Buches, das übrigens, einige Sprachversehen abgerechnet, auch durchaus angenehm zu lesen ist, nicht ganz geeignet scheint, ihm ausdauernde Leser zu gewinnen. Daß ein gewisser Schematismus bei dem sehr schwer zu ordnenden Stoffe unvermeidlich war, ist gewiß; aber die rund hundertfünfzig Kapitel des gegen sechshundert Seiten starken Bandes, dazu die fortwährende Unterbrechung durch die eingefügten kleinen Biographien der Lesebuchverfasser geben dem Werke etwas zu sehr den Charakter eines Nachschlagebuchs, nicht eines „Lesebuchs.“ Für einen kleinen Kreis mag das Buch in der vorliegenden Gestalt ein großes Bedürfnis gewesen und nun ein dauernd wertvoller Besitz sein. Entschlösse sich aber Bünger vielleicht, noch einmal in einem bedeutend knappern Werke die Hauptergebnisse seiner umfangreichen Forschungen zusammenzufassen, so könnte er uns wohl ein Werk schenken, das nicht nur ein kleiner Teil der Lehrerbildung mit Genuß und Vorteil lesen würde.



Altstädtisches Kunstgewerbe

Von M. B. von Munterbach



Als König Geisa II. um die Mitte des zwölften Jahrhunderts deutsche Kulturarbeiter aus dem Lande zwischen Mosel und Rhein nach Siebenbürgen in das desertum rief, brachten die Einwanderer die blühenden Schätze abendländischer Errungenschaften in das verödete Waldland jenseits der Karpaten. Galt es hier nun zuerst für die Kolonisten, sich die notwendigsten Lebensbedingungen mühsam zu verschaffen, so wurde es bald ihre andre und größere Sorge, die einmal ausgesäte Kultur der Heimat zu sichern, auszubauen und zu verbreiten. Gerade wie die Przemisliden in Böhmen wußten auch die Arpaden in Ungarn, daß nur deutsche Ansiedler die staatliche Macht zu stärken und den wirtschaftlichen Zustand zu heben vermochten. Natürlich mußte überall da, wo Hand und Geist deutscher Kolonisten zu Werke gingen, alles bald ein ausgesprochen deutsches Gepräge aufweisen. So konnten die überlegene Bildung und der